

Universitätsbibliothek Wuppertal

Grundfragen der Homerkritik

Cauer, Paul

Leipzig, 1923

I. Übertriebene Duldsamkeit

Nutzungsrichtlinien Das dem PDF-Dokument zugrunde liegende Digitalisat kann unter Beachtung des Lizenz-/Rechtehinweises genutzt werden. Informationen zum Lizenz-/Rechtehinweis finden Sie in der Titelaufnahme unter dem untenstehenden URN.

Bei Nutzung des Digitalisats bitten wir um eine vollständige Quellenangabe, inklusive Nennung der Universitätsbibliothek Wuppertal als Quelle sowie einer Angabe des URN.

[urn:nbn:de:hbz:468-1-5305](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:468-1-5305)

DRITTES KAPITEL

RECHT DER KRITIK

I. ÜBERTRIEBENE DULDSAMKEIT.

War der Dichter ein Mensch, dem nichts Menschliches fern lag, seine Kunst geschichtlich bedingt durch die Verhältnisse der Zeiten, in denen er lebte, so daß sich in ihr ein primitives Element kindlicher Unbeholfenheit mit einem gewordenen, der konventionellen Gebundenheit, mischte: so müssen sich freilich manche Unebenheiten und Widersprüche, aus denen man scharfe kritische Folgerungen gezogen hatte, auf natürliche Weise erklären. Aber in diesem Gewinn an grundsätzlicher Erkenntnis liegt für die Anwendung eine Gefahr: daß mit zu weit getriebener Duldsamkeit Anstöße hingenommen und mit Berufung auf den etwas unbestimmten Begriff altertümlicher Denk- und Dichtweise ein- für allemal entschuldigt werden. Wenn wir uns bisher bemüht haben, durch sorgfältige Prüfung jedes einzelnen Falles, vor allem durch psychologisch eingehende Erklärung die Gefahr zu vermeiden, so bleibt sie doch bestehen und fordert zu ausdrücklicher Stellungnahme heraus.

Dies um so mehr, weil es nicht an Gelehrten fehlt, von denen die allzu verzichtfreudige Konsequenz wirklich gezogen worden ist. Zu ihnen gehört Giuseppe Fraccaroli mit seinem umfassenden, durch Beobachtungen und literarische Vergleiche anregenden Buche über das Irrationale in der Poesie, von dem sich besonders das 9. Kapitel mit Homer beschäftigt¹⁾. Der Verfasser ist zwar durchdrungen von der Einsicht, daß die homerischen Gedichte eine lange Entwicklung voraussetzen, die sich aus ihren Wirkungen rückwärts noch erschließen läßt; aber er scheut sich, diesem Gedanken eine Folge zu geben. Wenn es nicht an jeder Stelle, wo man die Verarbeitung überkommener Motive durchfühlt, möglich ist, eine bestimmte Vorlage zu rekonstruieren, die der Dichter benutzt haben könne oder gar müsse — zu dieser Selbstbescheidung haben auch wir uns bekannt —, so heißt das doch nicht, daß alle Versuche des Eindringens in das allmähliche Wachstum des Epos aufgegeben werden sollen. Vielmehr kommt es nun darauf an, Merkmale zu suchen, die Bestand haben,

1) Fraccaroli, *L'irrazionale nella letteratura*. Torino 1903.

Cauer, *Grundfragen der Homerkritik*. 3. Aufl.

und eine Grenze zu ziehen zwischen willkürlichen, den Dichter meistern den Hypothesen und einer den Spuren der Wirklichkeit nachgehenden wissenschaftlichen Analyse. Fraccaroli hat sich um diese Aufgaben nicht bemüht. Er lehnt eigentlich alle kritische Forschung ab und bedenkt nicht, daß auch mißlungene Versuche der fortschreitenden Erkenntnis dienen, daß in jedem ernsthaften Irrtum etwas von Wahrheit steckt, und daß er nur dann überwunden wird, wenn es gelingt, dieses Element auszulösen. In der Horazkritik sieht heute mancher geringschätzig auf Hofman Peerlkamp zurück; und doch würden wir ohne sein selbstgewisses Einschneiden eine so verständnisvolle Würdigung der Absichten des Dichters wie in Kießling-Heinzes Kommentar schwerlich besitzen. Volends mit den Theorien eines Lachmann oder Kirchhoff ist derjenige nicht fertig, der gelernt hat, daß die Wissenschaft über sie fortgeschritten ist; wie sie fortgeschritten ist, soll er fragen, und wird finden, daß ihre Beobachtungen, ihre Erklärungsversuche den Antrieb dazu gegeben haben²⁾.

Wenn der italienische Gelehrte den Grundsatz befolgt, den er — ich weiß nicht, ob mit Recht — für salomonisch hält: *Noli esse iustus nimis*, so dachte Carl Rothe freilich anders. Ausdrücklich rühmte er sich, Kirchhoff und Haupt, den Freund und Nachfolger Lachmanns, zu Lehrern gehabt zu haben³⁾. Und doch wurde auch er, durch an sich begründete Bedenken gegen die Gültigkeit der von der Kritik gewonnenen Resultate, mehr und mehr auf den Weg des Ablehnens aller Kritik geführt.

Mit einer seiner ersten Arbeiten in dieser Richtung regte er den Zweifel an, ob wir berechtigt seien, aus der Wiederkehr gleicher Versteile, Verse und Versgruppen darauf zu schließen, daß diese Stücke an der einen Stelle auf Nachahmung der anderen Stelle beruhen, eine Methode, die vielfach mit großer Zuversicht geübt worden war. Nicht selten zeigt sich ein Gedanke, der in zwiefachem Zusammenhange vorkommt, in einer Beziehung das erstemal passend und das zweitemal unpassend, in einer anderen Beziehung aber umgekehrt. So ist in der Frage πῶς ἂν ἔπειτ' Ὀδυσῆος ἐγὼ θεῖοιο λαθοίμην, die K 243 und α 65 steht, in K das ἔπειτα passend, ἐγὼ auffallend, in α dagegen ἔπειτα wunderbar, ἐγὼ ganz natürlich. Welche Stelle ist nun die ursprüngliche⁴⁾? — Rothe nahm einen anerkanntermaßen jungen Gesang, den letzten der Odyssee, und prüfte,

2) Fraccaroli verkennt dies ganz und gar, am stärksten in einem Aufsatz »L'irrazionale e la critica omerica«, mit dem er sein Buch gegen Einwendungen von Gaetano de Sanctis verteidigt, *Rivista di Filologia* 33 (1905) p. 273—291.

3) Jahresberichte des philol. Vereins zu Berlin 33 (1907) S. 295.

4) Näheres über die vielverhandelte Frage bei Shewan, *The Lay of Dolon* (London 1911) p. 117 f.

ob die Parallelstellen, die sich in ihm zu anderen (älteren) Büchern finden, wirklich alle in jenen fester sitzen und den Eindruck der Ursprünglichkeit machen. Es stellte sich heraus, daß das nicht der Fall war. Zwar in bezug auf die List, mit welcher Penelope drei Jahre lang die Freier zu täuschen wußte (ω 128—146 = β 93—110), muß ich Pfudel beistimmen, der gegen Rothe geltend macht, daß diese Partie eher in ω als in β auf Nachahmung zu beruhen scheine⁵). Aber für mehrere andere Stücke (z. B. ω 422—438 = β 15—35; ω 315—317 = Σ 22—24) ist es unzweifelhaft richtig, daß, wenn sie an einer von beiden Stellen durch Nachahmung der anderen entstanden sein sollen, in ω das Original vorliegen müßte. Auch erinnert Rothe daran, daß bereits Kirchhoff (Od.² 197) zugegeben hat, die Verse ω 479 f. = ϵ 23 f.:

οὐ γὰρ δὴ τοῦτον μὲν ἐβούλευσας νόον αὐτῇ,
ὥς ἦ τοι κείνους Ὀδυσσεὺς ἀποτίσεται ἐλθὼν;

seien in ω mit größerem Geschicke verwendet als in ϵ , und daß Wilamowitz (HU. 71) geradezu den Vers ω 308 für das Vorbild von α 185 erklärt hat. Rothe war der erste, der aus dem geschilderten Tatbestande den richtigen Schluß zog: wo sich wörtliche oder fast wörtliche Übereinstimmung zwischen zwei Stellen findet, da braucht nicht eine der andern nachgeahmt zu sein; sondern die Übereinstimmung kann dadurch entstanden sein, daß die Verfasser beider Stellen aus dem ererbten Sprach- und Gedankenschatze der epischen Poesie ein fertiges Stück sich zunutze machten, wobei es sehr wohl möglich war, daß dann und wann gerade dem jüngeren Sänger die Einfügung des angeeigneten Verses oder Satzes besser glückte.

Ganz unbeachtet war diese Möglichkeit auch früher nicht geblieben. Rothe selbst erinnerte daran, daß Lehrs (Arist.² 466) in der Reise der Götter zu den Äthiopen, die in A weniger geschickt als in α und ganz bedeutungslos in Ψ 206 angebracht ist, ein konventionelles Kunstmittel erkannt hat. Im ganzen handelte es sich hier doch um eine neu gewonnene Erkenntnis, die ausgebaut und nutzbar gemacht werden sollte; daß sie alsbald auch übertrieben wurde, war menschlich. Schon Pfudel (S. 7 seines Programmes) sah sich veranlaßt zu warnen: aus dem bisherigen Gange der Untersuchung folge noch nicht, daß die Vergleichung wiederkehrender Verse und Versgruppen aus dem Beweismaterial für eine Analyse des Epos ganz zu streichen sei, sondern nur, daß man dieses Mittel mit größerer Vorsicht gebrauchen müsse. Wenn die unhöfliche Frage, ob die Fremden Seeräuber seien, in der Rede des Kyklopen (1 254) glaubhafter klingt als in der Nestors (1 73), so liegt doch

5) Pfudel, Die Wiederholungen bei Homer (Prog. Liegnitz 1891) I 8.

sehr nahe zu folgern, daß γ aus ι borge; oder sollen wir mit Thukydides (I 5, 2) anerkennen, es sei Sitte gewesen τὰς πύστεις τῶν καταπλεόντων πανταχοῦ ὁμοίως ἐρωτᾶν, εἰ λησταί εἰσιν? Vollends wo sich bei genauer Prüfung für irgendeinen Abschnitt herausstellen sollte, daß die Zahl der Parallelstellen, die in ihm durch den Zusammenhang besser befestigt sind als da, wo sie sonst vorkommen, besonders groß ist, während umgekehrt in einem anderen Abschnitt die überwiegende Menge der Parallelstellen, die er bietet, den bestimmten Eindruck nachträglicher Verwendung macht, so sind wir nach wie vor berechtigt und verpflichtet, den einen für relativ alt, den anderen für relativ jung zu halten. Rothe meinte (Wdhl. 158) sogar die offenkundig zusammengestoppelte Einleitung von ε als einen Teil der ursprünglichen Dichtung retten zu können.

Seitdem befestigte er sich immer mehr in dem Mißtrauen gegen die analytische Kritik. Er zitierte (Wdspr. 6) mit lebhafter Zustimmung Oskar Jäger, der mit seinen Homerischen Aphorismen⁶⁾ »durchaus« auf dem Standpunkt stehe, den auch er, Rothe, für den richtigen halte. Nun kann man gern sich des lebenswürdigen Humors freuen, mit welchem Jäger manche Ausartungen der Gelehrsamkeit verspottete und für einen unbefangenen Genuß der Dichtung, wie sie einmal ist, eintrat; aber daß man deshalb all die Arbeit, die Wolf, Lachmann, Grote, Kirchhoff, Wilamowitz und viele andere seit Generationen getan haben, für verfehlt halten und die Hoffnung, etwas von der Geschichte des griechischen Epos zu erkennen, aufgeben solle, war wohl selbst Jägers Meinung nicht. Auch Rothe würde sich gescheut haben, solch Urteil auszusprechen; aber viel anders war es doch nicht, wenn er z. B. Hedwig Jordan vorhielt, daß sie, »der gewöhnlichen Auffassung, folgend, stets »von den Dichtern der Ilias (im Plural) spreche«. Und dabei handelte es sich nicht bloß um einen Unterschied der Redeweise. Hedwig Jordan hat Wege gezeigt, um von den Schilderungen des Epos aus zu einer Anschauung von persönlichem dichterischem Wollen und Können durchzudringen; die Fortschritte der epischen Technik, eine Steigerung auch der Aufgaben, welche die Dichter angreifen und bewältigen konnten, sichtbar zu machen, war ihr Hauptaugenmerk⁷⁾. Rothe dagegen meinte, ihre Untersuchung habe »nicht wenig dazu beigetragen, den Glauben

6) Jäger in der Schrift *Pro domo* (1894) S. 177–233. In ähnlichem Sinne später sein Buch »Homer und Horaz im Gymnasialunterricht« (1905), in dessen Besprechung (Monatsschr. für höhere Schulen 4 [1905] S. 417 ff.) ich versucht habe zu zeigen, daß und wie Probleme der homerischen Forschung für die Erziehung zu wissenschaftlichem Denken fruchtbar gemacht werden können.

7) Über die Arbeit von Hedwig Jordan s. oben S. 482 ff. Vgl. Rothe, *Jb. d. philol. Ver-eins* 32 (1906) S. 252 f.

»an den einen Dichter der Ilias zu stärken und seine Kunst von der »Darstellungsweise von Nachdichtern und Interpolatoren zu unterscheiden«. So verschoben sich ihm die Dinge, weil er seinen Standpunkt ganz auf der einen Seite, fast schon außerhalb der weitergehenden Forschung genommen hatte. Daß unter solchen Umständen die Arbeiten von Dietrich Mülder bei ihm keine Würdigung fanden, versteht sich von selbst. Er ging scharf mit ihnen ins Gericht; das können sie vertragen, und das dient der Sache. Aber er behandelte den Verfasser wie einen Mann, der eigentlich keinen Anspruch habe gehört zu werden⁸⁾; und das war ungerecht. So gärend und überschäumend auch Mülchers Gedanken hervortreten, es steckt doch Kraft darin. Keine seiner Ansichten kann man widerlegen, ohne sich durch die Beziehungen, die er gefunden, durch die Schlüsse, die er gewagt hat, nachhaltig gefördert zu sehen. Ἀεὶ τοὶ λόγους τινὰς ἀνερευνᾷ. Roth's Haltung gegen Mülcher war rein negativ; er sah bei ihm nur Karikatur, ja Entartung, und wandte sich um so entschiedener von der ganzen Richtung ab. Und doch werden die Übertreibungen einer zersetzenden Kritik nicht dadurch überwunden, daß man zur entgegengesetzten Übertreibung, dem grundsätzlichen Verzicht auf Kritik, zurückkehrt⁹⁾.

II. ZUSAMMENTREFFEN MEHRERER GRÜNDE.

»Du sollst nicht glauben, daß zehn schlechte Gründe gleich sind einem »guten«: so lautet das vorletzte der Zehngebote, die Lehrs und Ritschl gemeinsam für klassische Philologen aufgestellt hatten. Gewiß ein wahres und steter Beherzigung wert's Wort. Mit ihm verträgt sich aber recht wohl der Grundsatz, daß es gut ist, einen Punkt von mehreren Seiten zugleich unter Feuer zu nehmen. Es gibt Probleme — und zu ihnen gehören die meisten der sogenannten höheren Kritik —, für deren Lösung absolut entscheidende Gründe der Natur der Sache nach nicht zu finden sind; und es gibt Gelehrte, die sich deshalb von der Beschäftigung mit solchen Problemen fernhalten. Wer ihnen doch beizukommen versuchen will, muß sich mit Wahrscheinlichkeiten begnügen und, um diese zu erlangen, mannigfache Beziehungen gegeneinander abwägen. Je enger diese unter sich verwandt sind, desto größer ist die Gefahr des Irrtums; je mehr sie von getrennten Gesichtspunkten ausgehen, desto eher ist zu hoffen, daß sie sich wechselseitig sei es berichtigen oder unterstützen.

8) Jb. d. philol. Vereins 33 (1907) S. 305, im Anschluß an eine Besprechung von Mülchers Programm »Homer und die altionische Elegie«. Vgl. unten Abschnitt V.

9) Weitere Auseinandersetzungen zwischen Rothe und dem Verf. findet man Neue Jahrbücher XXIX (1912) 98 ff., 311 f.; Monatsschr. f. höhere Schulen 1912, 229 ff.; Jahresber. d. philol. Vereins XXXVIII 187 ff.